



Weniges ist liebloser als das Austauschen von Weihnachtsgeschenken zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern. Vorbei sind die Zeiten, in denen man für den Wunschzettel mit der stumpfen Schere Spielzeugwerbung aus dem Kaufhausprospekt ausschneidet und mit Klebstift auf ein Blatt Papier gepappt hat. Vorbei sind die Zeiten, in denen die Eltern Geschenkekartons auf dem Dachboden versteckt haben, damit es auch wirklich eine Überraschung bei der Bescherung gibt. Heute läuft die Sache mit den Weihnachtsgeschenken bei den meisten meiner Freunde ähnlich ab wie bei mir: Anruf der Mutter um den ersten Advent herum. Nach ein paar Informationen aus dem Elternhaus („Letzte Nacht hat es bei uns schon gefroren“) und ein, zwei besorgten Fragen („Wird es bei dir in der Wohnung auch warm genug?“ folgt: „Was sollen wir dir denn zu Weihnachten schenken?“ Man bescheide, dass die Frage nicht „Was wünschst du dir denn?“ lautet, denn es geht nicht mehr um meine Wünsche, sondern um eine Pflicht, die meine Eltern erfüllen wollen.



Nun könnten romantisch-verklärte Ideale einwerfen, dass so eine Einstellung den Sinn des Schenkens und die weihnachtliche Idee ad absurdum führe, aber das Leben ist nun mal kein Peter-Hahne-Buch. Kreative Geschenke werden in meiner Familie seit Jahren nicht mehr gemacht, sie trafen zu selten den Geschmack des Beschenkten. Ich sage also meiner Mutter am Telefonen, wie viele Paar Socken in welcher Farbe von welcher Marke ich gerne hätte und dass ich Geld ganz gut gebrauchen könne. Ausschließlich Geld darf ich mir nicht wünschen, weil ich „etwas aus Auspenden“ haben soll. Eine meiner Freundinnen kauft alljährlich ihre Geschenke selbst, legt sie verpackt unter den Weihnachtsbaum und lässt sich den Preis von ihren Eltern erstatten.

Manche Eltern wollen sich trotz Ideologiekritik eben nicht vom Bescherungsritual trennen. Kind bleibt man für sie (besonders an Weihnachten) so lange, bis man neue, kleinere Kinder (Enkel) mitbringen kann, als eine Art Ablösung. Bei meiner Freundin Christina ist das in diesem Jahr zum ersten Mal der Fall. Prompt beschlossen ihre Eltern, dass sie und ihre jüngere Schwester mit 37 und 34 Jahren nun alt genug seien, um auf Geschenke zu verzichten. Die jüngere Schwester hat vor einiger Zeit das Familienunternehmen übernommen, sie zahlt ihren Eltern, die dort noch mitarbeiten, die Gehälter. Als sie hörte, dass sie nun keine Weihnachtsgeschenke mehr kriegen sollte, bekam sie einen Wutanfall. Voll unfair sei das ja wohl, schließlich sei ihre große Schwester damit drei Jahre länger beschenkt worden als sie. Kind bleibt man (besonders an Weihnachten) eben gerne so lange wie möglich.



DZ Digital: Alle Rechte vorbehalten - Süddeutsche Zeitung GmbH, München
 Diebstahl, Verbreitung und nicht-privater Nutzung explizit untersagt. © 2013

Niemand's Land

Sie wuchsen auf in Ghana, Syrien, Afghanistan. Sie flüchteten vor Krieg und Verfolgung – und leben nun als Asylbewerber in winterlichen deutschen Landschaften. Werden sie sich jemals zu Hause fühlen? Sechs Antworten. Mit Fotos von Jakob Berr

Die Orte klingen nach Urlaub. Altglashütten im Schwarzwald etwa, das zu Feldberg gehört, Deutschlands höchstgelegener Gemeinde. Oder Sylt, dieser zu Dünen aufgetürmte Traum vom schönen Leben. Bayerns hügelige Landschaften sowieso. Sogar die Einsamkeit der Biber hat ihren Reiz, ein Haus am Wald, weit weg von der Zivilisation, verspricht erholsame Ruhe. Ganz bestimmt. SZ-Korrespondenten sind an diese Orte gereist. Sie haben dort Menschen besucht, die allerdings vorher nicht in einem Katalog gebliedert hatten, um dann zum Beispiel ein Zimmer im Ferienparadies Maisried zu buchen. Sie haben Flüchtlinge getroffen, die das Leben an die entlegensten Orte gespült hat – das Leben und die Flüchtlingspolitik der Länder und Kommunen. Weil immer mehr Menschen aus den Krisenregionen der Welt nach Deutschland kommen, schaffen sie Unterkünfte, wo früher nie welche waren. Klöster sollen geöffnet, zum Abriss freigegebene Hotels umgewidmet und stillgelegte Flussdampfer besiedelt werden – dort sollten Menschen leben, die auf der Flucht vor Verfolgung, Krieg und Hunger sind. Es sind abgelegene Plätze, an denen die Zeit zählt wird und wo die Gedanken fliegen. Unsere Korrespondenten haben sie protokolliert. Es ist viel von Dankbarkeit und Einsamkeit die Rede. Von Urlaub eher weniger.

Ebrima Jallow, Altglashütten
 Oben, am Ende der Straße, wo der Wald beginnt, gibt es eine Pension, ein Freizeitzentrum für Turner und ein Haus, das man für das Schwestertchen der Schwarzwaldklinik halten könnte. Es war wirklich mal eine Klinik. Heute ist es ein Asylbewerberheim. Altglashütten am Feldberg: 990 Meter Höhe, 360 Einwohner, 50 Flüchtlinge. Ebrima Jallow, 22, Student, dessen Familie in Gambia verfolgt wurde, wie er sagt, ist einer von ihnen. Draußen krümnen sich die Äste der Fichten unter dem Schnee.

„Ich spiele seit Kurzem in einem Verein Fußball. Schade, jetzt ist Winterpause.“

„Manche von uns kommen hierher, sehen die Berge und sind enttäuscht. Mir wäre eine Stadt auch lieber. Aber ein Bettler hat keine Wahl, ich mache das Beste draus. Wir haben hier einen Fitnessraum, aber noch lieber gehe ich joggen in den Wald. Hier ist eigentlich alles Sport: Wenn wir runtergehen in den Supermarkt, müssen wir die Taschen zwei Kilometer wieder raufschleppen. Durch den Schnee! Viele beschweren sich über den Schnee, ich mag ihn. Schade, dass jetzt Winterpause ist beim Fußball. Ich spiele seit Kurzem in einem Verein, drüben in Schluchsee. Ein Mitspieler holt mich immer unten an der Tankstelle mit dem Auto ab, zwei Mal die Woche ist Training. Ich habe zwei Spiele gemacht und ein Tor geschossen. Nachher sitzen wir immer noch im Vereinslokal zusammen, es ist aber nicht so, dass man sich da groß unterhält.“
 Einmal haben sie mit so einen Schwarzwald-Kuchen gegeben, wie heißt der? Schwarzwälder Kirschtorte, genau. Das war nichts für mich. Ich esse gern Reis, leichte Sachen. Meine Sprachschule ist in Freiburg, dort kann ich sogar afrikanische Gewürze kaufen. In Freiburg bin ich sehr gerne, eine Stunde ist das mit dem Zug. Aber vorher müsse ich ja hier noch zu Fuß zum Bahnhof laufen. Einmal war ich in der Disco, da habe ich dann am Bahnhof geschlafen. Das muss ich nicht noch mal haben. Hier im Ort kenne ich niemanden näher, bis auf den netten älteren Herrn, der uns ein Mal in der Woche zum Einkaufen fährt. Es gibt aber Leute, die Kenne ich vom Sehen, die nicken mir freundlich zu. Das ist schön. Trotzdem: Solange ich nicht arbeiten kann, verschwende ich hier meine Lebenszeit. Ich verschwende meine Zeit an einem sehr schönen Ort.“

Yamen Al Abdullah, Böbrach

Wer zur Asylunterkunft Böbrach will, muss Böbrach hinter sich lassen: Das Quartier befindet sich in Maisried 6, ein Weiler, der Weg führt mitten in den Bayerischen Wald. Auf einer Lichtung steht die Anlage. Als „Ferienparadies“ warb sie einst um Urlauber, heute leben dort bis zu 90 Flüchtlinge wie Yamen Al Abdullah, 30, Englischlehrer aus Syrien. Sein Zimmer teilt er sich mit drei Mitbewohnern, einer verschenkt gerade Hustenbonbons.

„Sie sagten uns, es ist ein Ort, an dem die Menschen früher Urlaub gemacht haben. Ein sehr schöner Ort zur Erholung, stimmt. Aber wir sind keine Urlauber. Wir haben zu viel Zeit und wissen nicht, wie wir sie füllen sollen. Wir sind hier Gefangene der Natur. Ab und zu gehen wir nach Böbrach, das ist ungefähr einen Kilometer weg. Die Menschen sind sehr nett. Eine Frau im Supermarkt versucht, uns ein paar Wörter beizubringen: danke, bitte – einfache Wörter. Auch Mister Peter hilft uns viel. Er kommt jede Woche, nimmt uns zum Beispiel nach Deggendorf zum Einkaufen mit. Ich würde gerne als Dolmetscher arbeiten. Wir versuchen, uns gegenseitig Deutsch beizubringen, aber das ist sehr

schwierig ohne gutes Internet. Uns wurde versprochen, dass wir Wan bekommen, im Moment warten wir noch darauf. Trotzdem bin ich dankbar, dass ich in Deutschland sein darf. Als wir nach der Flucht in München ankamen, war der letzte Tag des Oktoberfestes. Wir sahen Menschen, die komische Hüte und Hoson trugen. Wir haben uns ziemlich gewundert. Am 5. November wurden wir dann nach Böbrach gebracht. Böbrach ist total anders, einsam. Aber auch die Menschen sind ganz anders, als wir von Deutschland gehört hatten. Sie lächeln uns an, sind freundlich. Ich hoffe, dass ich hier bleiben darf, wenn ich nach Syrien nicht zurückkehren kann. Zwei Großcousins von mir wurden getötet: Anas wurde von Granatsplittern im Kopf getroffen, Issa wurde in Damaskus erschossen. Meine Familie lebt noch in einem Flüchtlingslager in der Türkei, vor ein paar Tagen hat es heftig geschneit. Ich bete, dass sie bald zu mir kommen können: meine Eltern, meine Geschwister, meine Frau und unser Kind. Wir telefonieren jeden Tag, meine Frau Naila und ich. Meine Tochter ist jetzt ein Jahr alt. Ihr Name ist Zaynah, das bedeutet Schönheit.“

Camara, Langschoss

Er sagt, er heiße Camara. Er trägt Flip-Flops und kurze Hosen. Richtige Schuhe habe er nicht, sagt er. Camara lebt in der Asylunterkunft Langschoss, im Lammersdorfer Wald, in einer ehemaligen britischen Radarstation nahe der Grenze zu Belgien. Am Rande der Welt.
 „Ich bin 18 Jahre alt und komme aus Guinea in Westafrika. Meine Mutter ist bei meiner Geburt gestorben, danach starb mein Vater, bei einem Unfall mit dem Motorrad. Ich saß hinten drauf und wurde schwer verletzt. In der deutschen Kälte schmerzen meine Narben oft. Mit meinem Bruder habe ich mich auf den Weg gemacht nach Europa, über Nordafrika, die Türkei und Griechenland. Mein Bruder ist auf der Überfahrt gestorben, ertrunken vor meinen Augen. Jetzt habe ich niemanden mehr. Hier in Deutschland kann ich mich mit kaum jemandem unterhalten. Ich spreche nur Französisch. Meine neuen Nachbarn kommen aus Sri Lanka, Bangladesch, Kosovo. Da hat man sich nicht so viel zu sagen. Ich bin Muslim, andere hier trinken sehr viel. Weil niemand etwas zu tun hat. Es ist wie im Gefängnis hier. Ich hätte nicht gedacht, dass Deutschland so ist. Ich treffe aber auch kaum Deutsche. Bis ins nächste Dorf sind es fünf Kilometer, ich fahre manchmal hin, um Fußball zu spielen und einzukaufen. Aber der Bus fährt nur drei Mal am Tag. Auf dem Turm neben unseren Unterkünften sind ganz viele Handymasten montiert, wir haben aber nicht einmal Internet. Das würde ich mir wünschen. Mit Internet würde ich versuchen, besser Deutsch zu lernen.“

Mustafa Elmohamed, Auerberg

Mustafa Elmohamed, 25, stammt aus der syrischen Stadt Qamischly. Er kam am 6. August als Asylsuchender nach Deutschland. Er floh, weil das Regime ihn zum Militärdienst zwingen wollte. Seit dem 22. August ist Elmohamed, der zuletzt in Damaskus Englisch studierte, mit elf weiteren Männern aus Syrien in einem ehemaligen Jugendferienhaus auf dem Auerberg im oberbayerischen Voralpenland untergebracht. Daneben stehen auf tausend Metern Höhe nur noch eine kleine Kirche und ein Gasthaus. Die Baumwipfel sind angeschnitten, der Parkplatz des Ausflugsziels ist leer.

„Wir sehen fast niemanden hier, seitdem keine Touristen mehr kommen.“

„Als wir hier oben angekommen sind, dachte ich, der Mann am Steuer des Busses hätte sich verfahren. Der nächste Ort im Tal, Bernbeuren, ist vier Kilometer entfernt. Wir sind hier ausgeschlossen vom Leben. Zweimal in der Woche kommt zwar ein Shuttle-Bus, doch das Ticket in die nächste Stadt Schongau kostet 4,70 Euro. Das können wir uns nicht oft leisten. Wir sehen fast niemanden hier, seitdem keine Touristen mehr kommen. Auch zu den Verantwortlichen im Landratsamt haben wir kaum Kontakt. Wir bräuchten gerade einiges fürs Haus wie Toilettenpapier. Für uns fühlt es sich oft an, als hätten die uns hier oben vergessen. Viele Menschen haben uns aber privat geholfen. Mister Peter lernt mit uns Deutsch, wir haben auch warme Kleider für den Winter, darüber sind wir glücklich. Wenn wir über Skype Kontakt mit unseren Familien in Syrien aufnehmen wollen, müssen wir raus auf die Wiese zur Kuppe da unten, im Haus haben wir kein Netz. Dort habe ich vor Kurzem erfahren, dass zwei Cousins von mir von radikalen Truppen entführt worden sind, um sie zum Kämpfen zu zwingen. Einer ist wieder zurück, vom anderen wissen wir noch nichts. Wenn Schnee draußen ist, wird es mit der Kommunikation noch schwieriger. Und wir fürchten, dass wir dann hier oben ganz alleine sind. Der größte Wunsch von uns allen ist, als Asylbewerber anerkannt zu werden. Und dann von hier wegzukommen und endlich was tun zu dürfen. Zu arbeiten oder zu studieren.“

Deutschland-Bilder Sechs Flüchtlinge und ihre neue Heimat



Ebrima Jallow, Altglashütten: „Solange ich nicht arbeiten kann, verschwende ich hier meine Lebenszeit. Ich verschwende meine Zeit an einem sehr schönen Ort.“



Camara, Langschoss: „Mein Bruder ist auf der Überfahrt gestorben, ertrunken vor meinen Augen. Jetzt habe ich niemanden mehr.“



Mustafa Elmohamed, Auerberg: „Der nächste Ort im Tal, Bernbeuren, ist vier Kilometer entfernt. Wir sind hier ausgeschlossen vom Leben.“



Yamen Al Abdullah, Böbrach: „Meine Familie lebt noch in einem Flüchtlingslager in der Türkei, vor ein paar Tagen hat es heftig geschneit. Wir telefonieren jeden Tag, meine Frau Naila und ich.“



Taghi Golzar, Altglashütten: „Ich gehe auch hier jeden Sonntag in die Kirche. Nach der Predigt gibt es immer Tee mit Milch und Keksen. Der Sonntag ist mein bester Tag!“



Fariha H., Tinnum: „Sylt ist so abgelegen. Wie soll mein Mann uns finden? Wie soll er Amir kennenlernen? Er hat seinen Sohn noch nie gesehen.“

Fariha H., Tinnum auf Sylt

Sylt im Winter. Der Himmel über Tinnum ist grau, die Luft riecht salzig, die Hecken sind versträubt vom letzten Sturm. Dahinter reihen sich Einfamilienhäuser aneinander, Kamine pfeifen vor sich hin, auch das rotgeklünnerte Eckhaus wirkt behaglich. Im Garten wartet Fariha H., 25, aus Afghanistan mit ihrem einjährigen Sohn. Sie bewohnen die Laube, ein kleines Studio, vollgestopft mit Plüschtieren und Spielzeug. Geschenke der Nachbarn.

„Es ist friedlich hier auf Sylt. Jeder Ort, der friedlich ist, ist gut.“

„Ich war erst ein Mal am Strand. Das war kurz nachdem ich nach Sylt gekommen bin, vor zwei Monaten. Das Meer macht mich traurig. Die Menschen hier sagen, es sei schön. Aber Schönheit bedeutet mir nichts. Wenn ich irgendwo bin, wo es schön ist, erinnert mich das nur noch mehr daran, wie gut ich es habe. Und wie schlecht er es haben muss. Mein Mann. Omid. Ich weiß nicht, wo er ist. Ich weiß nicht, ob er lebt. Vor acht Monaten habe ich zum letzten Mal seine Stimme gehört, er rief aus Griechenland an. Danach ist er verschwunden. An guten Tagen hoffe ich, dass er auf dem Weg zu uns ist. Aber die meisten Tage sind schlechte Tage. Er weiß ja nicht mal, dass ich in Deutschland bin. Sylt ist so abgelegen. Wie soll er uns finden? Wie soll er Amir kennenlernen? Er hat seinen Sohn noch nie gesehen. Ich war schwanger, als wir uns auf dem Weg nach Europa gemacht haben. In Afghanistan sollte ich einen Mann heiraten, gewaltätig, drogensüchtig. Als ich stattdessen Omid geheiratet habe, wollte dieser Mann uns und unsere Familie töten. Wir mussten nach Iran fliehen, von dort sind wir zu Fuß über die Türkei nach Griechenland gelaufen. Das Geld reichte nicht, um Schlepper für uns alle zu bezahlen. Erst mal nur für mich und meinen jüngsten Neffen. So kam ich nach Schweden. Dort wurde Amir geboren. Nach ein paar Monaten folgte meine Schwiegermutter, Leila. Nach und nach sollte die ganze Familie nachkommen. Die Familie ist das Wichtigste für uns. Aber sie ist uns verloren gegangen: Heute ist mein Mann verschollen. Leila musste ihre zwei älteren Söhne in der Türkei zurücklassen. Und ihren Mann. Kurz nachdem wir auf Sylt angekommen sind, hat sie erfahren, dass er in der Türkei gestorben ist. Das ist meine erste Erinnerung an Sylt: Leilas Zusammenbruch, Tränen, Trauer.“

Aber die Menschen hier sind freundlich. Sie haben uns ein Haus gegeben, Kleider, Spielzeug. Ich wünsche mir einen Kindergartenplatz für Amir, damit er nicht nur mit mir und Leila zusammen ist. Ich habe gehört, dass die Leute auf der Insel reich sind, stimmt das? Jedenfalls sind sie großzügig. Sie müssen glücklich sein: Sylt ist ein guter Ort. Es ist friedlich hier. Jeder Ort, der friedlich ist, ist gut.“

Taghi Golzar, Altglashütten

Zurück in der kleinen Schwarzwaldklinik auf dem Feldberg. Taghi Golzar, 37, aus Iran, hat viel genickt, während Ebrima Jallow sprach. Dann beginnt er zu erzählen.

„Drei bis vier Mal im Monat telefoniere ich mit meiner Frau und meinen beiden Söhnen. Sie sind sechs und sechzehn. Ich bete, dass ich sie bald hier in Deutschland wiedersehe. Meine Familie ist das Wichtigste. Und die Religion. Ich musste weg aus Iran, weil ich zum christlichen Glauben übergetreten bin. Ich gehe auch hier jeden Sonntag in die Kirche, eine sehr freundliche Familie nimmt mich im Auto mit zum Gottesdienst in Pittisee-Neustadt. Nach der Predigt gibt es immer Tee mit Milch und Kekse. Der Sonntag ist mein bester Tag! Was ich hier sonst so mag? Den Grillplatz hinterm Haus. Das Schaufenster von diesem großen Parfümladen in Freiburg. Und vor allem: Zug fahren. Ich bin zwar Mathematik-Lehrer, aber die letzten Jahre habe ich in Iran Schienen verlegt für die Eisenbahn. Viele hundert Kilometer. Ich sage euch: In Deutschland sind die Züge so unglaublich sauber und schnell. Ihr habt die beste Eisenbahn der Welt.“

Ansonsten geht es mir wie Ebrima, ich habe nichts gegen den Schnee. Er erinnert mich an meine Heimat. Ich komme aus einer Gegend in Iran, in der es viel Schnee gibt, aus der Provinz Gilan am Kaspischen Meer. Andererseits: Ich habe lange in Teheran gearbeitet, dort leben acht Millionen Menschen, es ist immer laut dort. Hier im Dorf ist es immer still. Immer! Ich stehe jeden Tag spätestens um acht Uhr auf, lese in der Bibel und sehe danach fern. Für mich ist das Sprachunterricht, ab und zu spreche ich die Wörter einfach nach. Sudoku hilft auch gerne mal Gitarre, aber ich habe erst angefangen damit. Ich bin noch nicht so gut. (Ebrima Jallow nicht kräftig und lacht) Ebrima mag keine iranische Musik!“

PROTOKOLLE: ROMAN DEININGER, BERND DÖRRIES, HEINER EFFERN, CHARLOTTE PARNACK UND WOLFGANG WITTL